

Kusanowsky, Klaus: Die apokalyptische Funktion des Internets. In: Müller, Hans Peter und Barbara Petersen (Hrsg.): Das Internet. Gegenwärtige Perspektiven und Möglichkeiten. Interdisziplinäre Beiträge für eine Theorie digitaler Medien. Bratislava und Wien 2014, S. 31 – 45.

[S. 31]

Die apokalyptische Funktion des Internets

Von Klaus Kusanowsky

"Im Geist aber ist es anders, er hat sich selbst als das wahre feindselige Hindernis seiner selbst zu überwinden; die Entwicklung, die in der Natur ein ruhiges Hervorgehen ist, ist im Geist ein harter unendlicher Kampf gegen sich selbst."

1.

Wie Neues entstehen kann ist eine in der Wissenschaft, insbesondere im Umkreis emergenztheoretischer Überlegungen schon seit längerer Zeit² gestellte und auf verschiedene Weise beantwortete Frage, die, gleichviel ob trotz oder wegen einer Vielzahl von Antworten, nichts von ihrer Relevanz eingebüßt hat. Auch die Frage wie man Neues beschreiben kann, wenn etwas Neues entsteht, stellt sich mit ernstzunehmender Aufdringlichkeit, da – wie Harry Lehmann in einem Vortrag 2012 zurecht bemerkte³ – man Neues nur beschreiben kann, wenn es schon beschrieben wurde. Angespielt ist damit auf einen, durch keinen Zaubertrick aus der Welt schaffenden selbstreferenziellen Verweisungszirkel, der zweierlei leisten muss. Nämlich erstens eine Schließung von wiedererkennbaren Operationen, um Anschlussfähigkeit zu sichern, und zweitens

1 Hegel, Georg Friedrich Wilhelm: Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte. Werke Bd. 9, 1837. S. 68.

2 Meine Leseempfehlungen zu diesem Thema aus der umfangreichen Literatur sind: Eisenhardt, Peter u.a. (Hrsg.): Wie Neues entsteht. Die Wissenschaft des Komplexen und Fraktalen. Reinbek bei Hamburg 1995. Und Wägenbaur, Thomas (Hrsg.): Blinde Emergenz? Interdisziplinäre Beiträge zu Fragen kultureller Evolution. Heidelberg 2000.

3 Lehmann, Harry: „Die gesellschaftliche Funktion der Kunst.“ Vortrag zum Symposium „Die nervöse Ordnung gereizter Denkmodelle“ am Freitag, den 16. November 2012 an der Akademie der Bildenden Künste in Nürnberg.

muss zugleich operativ eine Bedingung eingeführt werden, durch die dieser Zirkel unterbrochen wird, um ihm zu entkommen und dies auch noch ohne die Beobachtung der Zirkularität der Operation zu vermeiden.⁴

Auch die Frage, wer Neues beschreiben kann, wenn sich Neues zeigt, ist gar nicht so einfach beiseite zu legen. Denn wer kann bestimmen, etwas Neues festgestellt zu haben. Damit wäre nur vordergründig eine Personenadresse gemeint und nicht einmal eine anerkannte und zurechenbare Personenkompetenz. Vielmehr geht es dabei eher um die Beurteilung eines kommunikativen Rollenspiels, das in divergierenden sozialen Kontexten Kommunikationen diskursiv zirkulieren lässt, in deren Folge einigermaßen erwartungssicher Neues als Neues beschrieben wurde und dies auf neue und damit auf unerwartete Weise. [S. 32] Damit kleidet sich die Beobachtung von Neuem in eine Paradoxie. Daraus folgt dann, dass Neues niemals ganz neu sein kann. Es muss sowohl Wiedererkennbarkeit, Bekanntheit als auch Unbekanntheit zuzüglich Attraktivität feststellbar machen, damit Anschlussfindung erfolgreich umgelenkt werden kann. Und man kann das theoretische Problem auch nicht einfach beiseite legen, weil empirisch die Möglichkeit von Neuem nirgendwo bezweifelt wird. Also: wie soll das gehen?

Die Schwierigkeiten, die in einer theoretischen Befassung mit dem Neuen liegt, dürften daher kaum überschätzt sein. Ja, man müsste sich fast zu der Überlegung verführen lassen, dass sich Neues, wenn es nur mit seiner Beobachtbarkeit unter Voraussetzung neuer Beobachtungsstrukturen entstehen kann, eigentlich jeder Manifestation entzieht. Mindestens ist Neues gar nicht selbstverständlich festzustellen.

Auch sind diese vorangehenden Überlegungen im weitesten Sinne ihrer Bedeutung selbst nichts Neues. Das gilt jedenfalls, wenn man es sich nicht verbieten wollte, die Kontingenzen dieses Problems in der Gesellschaft selbst verankert zu finden. Dieser Gedanke ergibt sich bereits aus Martin Heideggers Freiburger Vorlesung⁵ im Jahre 1952, in der er unter dem Titel „Was heißt Denken?“ skeptisch die Überlegung angestellt hatte, dass insbesondere von der Philosophie in engeren Sinne eines Faches keine „Wahrheitsereignisse“ mehr zu erwarten seien, von dort aus also etwas Neues nicht in Aussicht gebracht werden könne, wenn Differenzen der Wahrheit der Kondensationspunkt philosophischer Überlegungen sind. Vielmehr tippte Heidegger - und das

4 Zur Bedeutung der Zirkularität für Konzepte der Kybernetik: Förster, Heinz v.: Wahrheit ist die Erfindung eines Lügners. Heidelberg 2006, S. 106.

5 Heidegger, Martin: Was heißt Denken? (1951-1952), Ditzingen 1992.

macht seine Überlegungen höchst hellsichtig - auf die moderne Technik, die eher dazu geeignet sei zur „Selbstentbergung des Seins“ beizutragen.

Mag diese Formulierung auch der kryptischen Selbstinszenierung eines Sprachspielers geschuldet sein, der vorzugsweise gerade solche Sprachprobleme aufwarf, die er mit seiner Philosophie einer Lösung zuführte, so zeigt diese Formulierung immerhin, dass die Kontingenzen des Problems in der Erfahrungswirklichkeit der ganzen Gesellschaft zu finden sind und weniger auf vereinzelt Schreibtischen von Philosophen.

Entsprechend dürfte dieser Skeptizismus, wenn man ihn in seiner Kontingenz nimmt, auch auf die Wissenschaft allgemein erweitert werden und darüber hinaus auf die moderne Gesellschaft im ganzen. Schon allein deshalb, da die Moderne das Neue im Namen trägt, dürfte von ihr und in ihr schwer Neues zu erwarten sein, [S. 33] weil das Neue im gesellschaftlichen Selbsterfahrungsprogramm der Moderne bereits enthalten ist.⁶ Neues kann man nicht ankündigen, umso weniger kann es sich einstellen, wenn in sozialen Erwartungskontexten Neuheit als Beurteilungskriterium von Sinnangeboten schon eingelagert ist.

Es müsste sich eine neue Gesellschaft finden lassen⁷. Und der erste, die findet, macht daraus eine Soziologie nach gewohntem Muster. Was sollte man auch sonst tun, wenn Erwartungsstrukturen Neues durch Erwartung stets vermeiden, es mithin durch ihre eigenen Strukturen beinahe inkommunikabel macht?

Eine solche Engführung des zu beurteilenden Problems führt dazu, dass man vielleicht besser beraten wäre es beiseite zu legen. Man könnte es noch bei der Einsicht belassen, dass Neues unwahrscheinlich ist und könnte es auf die allgemeine Problemebene

6 Siehe zur Begriffsgeschichte der Moderne Gumbrecht, Hans-Ulrich: *Modern, Modernität, Moderne*. In: Koselleck, Reinhart, Werner Conze, Otto Brunner (Hrsg.): *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Wörterbuch zur politisch-sozialen Sprache*. Bd. 4, Stuttgart 1978, S. 93-131.

7 Es dürfte gar keine Übertreibung sein, wenn ich vermute, dass die Erfindung der modernen Soziologie seit Hegel eine Art Archäologie der Zukunft ist. So jedenfalls könnte man den bekannten Satz von Hegel in der Vorrede in der *Phänomenologie des Geistes* verstehen: „Es ist übrigens nicht schwer zu sehen, dass unsere Zeit eine Zeit der Geburt und des Übergangs zu einer neuen Periode ist. Der Geist hat mit der bisherigen Welt seines Daseins und Vorstellens gebrochen.“ Eine Beobachtung, die zeigt, dass die Soziologie nicht weiter kommt, ergibt sich aus dieser Schrift: Baecker, Dirk: *Studien zur nächsten Gesellschaft*. Frankfurt am Main 2007. Es wird einfach das Selbsterfahrungsprogramm der letzten 200 Jahre unverdrossen fortgesetzt.

der Unwahrscheinlichkeit von Kommunikation verlagern.⁸ Will man auf diese Weise das Entstehen von etwas Neuem vermeiden, kann man ohne weiteres einfach weiter machen. Jedoch könnte man auch aus einem solchen Manöver ein Problem machen, indem man fragt, ob und wie es jemals gelungen wäre, Neues zu vermeiden; und die gleichermaßen skeptische Antwort könnte lauten, dass das auch nicht so einfach geht. [S. 34]

So scheint der pragmatische Ansatz vielleicht eher weiter zu helfen. Eine Pragmatik könnte angesetzt werden mit der Einsicht, dass man versucht, etwas Neues zu machen auch dann, wenn nicht oder nur schwer erkennbar wird, ob das neu ist, was dann entsteht. Es käme im Falle einer erfolgreichen Selektion nur darauf, gesicherte Erwartungszusammenhänge zu unterlaufen oder zu sabotieren um zu schauen wie ein System darauf reagiert.⁹ Da nun aber die Voraussetzungen dafür unverfügbar sind, weil diese Unverfügbarkeit an keiner Stelle als vorausgesetzt vorausgesetzt werden kann, bleibt nur die Möglichkeit übrig innerhalb eines Mediums der Kommunikation Selektionshorizonte zu erweitern, die sich schon aus einem Medium ergeben, das solche Horizonte aufspannt und durch Aufspannung erweitert.

Als geeignetes Kommunikationsmedium nehme ich die seit den 90er Jahren des 20. Jahrhunderts vonstatten gehende Popularisierung des Internets, das ich – einem Vorschlag von Ulf Schmidt folgend¹⁰ – als ein Massenmedium für Massenmedien auffasse und die Frage stelle, ob es eine Möglichkeit gibt, eine Unterscheidung zu wählen, mit der erkennbar wird, welche neue Funktion durch Internetkommunikation entsteht, die sowohl für die Sozialstruktur der Gesellschaft wie für ihre Selbstschreibung ein folgenreiches Lösungspotenzial birgt.

8 Dabei handelt es sich um ein häufig geübtes Manöver der sog. Bielefelder Schule, erkennbar am inflationär wiederholten Zitieren der immer gleichen Textstellen wie dieser: Luhmann, Niklas: Soziologische Aufklärung 3. Soziales System, Gesellschaft, Organisation. Opladen 1981, S. 30. Dort wird das Problem der Unwahrscheinlichkeit des Gelingens von Kommunikation eingeführt. Ideal geeignet ist dieses Verlagerungsmanöver deshalb, da auf diese Weise das Entstehen von Neuem wirkungsvoll verhindert wird.

9 Mir scheint, dass unter dem Anglizismus des „cultural hackings“ solche Konzepte diskutiert werden, fraglich scheint mir aber, dass die Art der Diskussion solcher Konzepte selbst den Ansprüchen genügt, die in der Diskussion daran geäußert werden. Es findet keine Selbstanwendung statt. Siehe als Beispiel dazu: Düllo, Thomas und Franz Liebl (Hrsg.): Cultural Hacking. Kunst des strategischen Handelns. Wien/New York 2005.

10 Schmidt, Ulf: Die Masse der Medien. In: Blogpost vom 16. Juni 2011. <http://postdramatiker.de/blog/2011/06/16/die-massen-der-medien/>

2.

Wenn man nun mit der Frage wie Neues möglich ist nicht so leicht weiter kommt, kann das an dem gewählten Unterscheidungskonzept liegen. Denn wählt man die Unterscheidung Neuheit/Altheit¹¹, dann wird man leicht dazu verführt, Zeitdifferenzen als Selektionskriterium für Anschlussbeobachtungen zu wählen. Plausibel scheint das zunächst deshalb zu sein, weil die Vermutung nahe liegt, dass Altes Neuem voraus geht, dass Altes zurück liegt, während Neues in Aussicht steht. Neues könne demzufolge mit Altem nicht identisch sein.

[S. 35] Dieser Annahme jedoch kann gar nicht plausibel begründet werden und ist allenfalls, wenn anschlussfähig, nur auf der Basis eines sozialen Selbstbeschreibungsprogramms denkfähig, das Zeitverläufe als ein kausales Nacheinander von Modernisierungsprozessen auffasst und diese Auffassung funktional ausbildet, indem etwa Fortschritt und Perfektionierung als beinahe einzig relevanter Differenzierungsmodus veranschlagt wird.¹² Tatsächlich aber könnte auf diese Weise Neues gar nicht entstehen. Der Grund dafür ist in einem sozialen Apriori zu finden.¹³ Das bedeutet in diesem Zusammenhang, dass bereits in der Gesellschaft Kommunikationen zirkulieren müssen, die als Bedingung für die Möglichkeit von Neuem fungieren, die aber als ein „Noch-nicht“ im Verhältnis zu einem „Nicht-mehr“ nicht als Neues, sondern zunächst nur als Anderes oder besser als Abweichendes und Merkwürdiges bestimmbar sind. Entsprechend wäre die Unterscheidung von Neuheit/Altheit zu ersetzen [S. 36] durch

11 So Gotthard Günther im Anschluss an die Hegelsche Dialektik. Siehe dazu Günther, Gotthard: Die historische Kategorie des Neuen. In: ders. Beiträge zur Grundlegung der operationsfähigen Dialektik 3, Hamburg 1980, S. 183 – 210.

12 Gerade weil das nicht so ist müssen dann Anstrengungen unternommen werden um in der Modernisierungstheorie das Kausalitätsprinzip zu retten. Siehe dazu: Mergel, Thomas: Geht es weiterhin voran? Die Modernisierungstheorie auf dem Weg zu einer Theorie der Moderne. In: Mergel, Thomas u.a. (Hrsg.): Geschichte zwischen Kultur und Gesellschaft. Beiträge zur Theoriedebatte. München 1997, S. 203 – 232. Dass Ursache-Wirkungszusammenhänge aber keine ausreichende Erklärungsgrundlage liefern, wird auf dieser Basis dann schwer zu erklären.

13 Dieser Ausdruck ist erstmals von Georg Simmel in die Soziologie eingeführt worden. Siehe dazu: Simmel, Georg: Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Gesamtausgabe Bd. 11. Frankfurt/Main 1992. (Original 1908). S. 93–131, hier S. 51.

die Unterscheidung von Novität und Alterität¹⁴ um die Heteroclitizität¹⁵ von Sinnhaftem, das schon bekannt ist, beobachtbar zu machen.

Deshalb schlage ich vor, die Formulierung über das soziale Apriori von Simmel abwandeln, dass etwas Neues nicht schon deshalb für die Beobachtung als positive Bedingung für seine Feststellung genommen werden kann, weil es nicht alt ist, sondern weil es zunächst, auch wenn alt, immer auch schon anders (bzw. heteroclitisch) gewesen ist und dann auch als anders anders (sic!) genommen werden kann. Der Unterschied wäre dann nicht in einem Nacheinander zu finden, sondern in der Gleichzeitigkeit von Kontingenzen, deren Zuordnung keine Notwendigkeit hat, sondern nur eine sozial strukturierte Wahrscheinlichkeit aufweist. Auf diese Weise entkommt man der Paradoxie, dass Neues auch alt sein kann, und man müsste hinzufügen, dass damit zugleich auch Gedächtnisverluste einher gehen, die für soziale Lernprozesse unverzichtbar sind.¹⁶

Neues liegt im Augenblick seiner Beschreibung schon immer zurück, ist nicht notwen-

14 Angeregt wurde diese Überlegung durch die Ausführungen von Raible, Wolfgang: Alterität und Identität. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 110 (1998). S. 7 - 22. Die Unterscheidung von Alterität und Identität wird hier mit dem Unterschied von Sein und Nichtsein bei Jean-Paul Sartre eingeführt. Die unumgänglichen Paradoxien könnten aber durch den Unterschied von „noch nicht“ und „nicht mehr“, im Sinne einer Theorie des Werdens wie bei Ernst Bloch formuliert, aufgelöst werden. Bloch hatte damit einen Ausweg aus einer zweiwertigen Logik einer Ontologie eröffnet.

15 Der Begriff Heteroclitizität ist nicht neu, wurde aber in der Diskussion noch nirgendwo berücksichtigt, jedenfalls hat meine Recherche nichts dergleichen ergeben. Mit Heteroclitizität ist hier, abweichend vom Konzept der normalen Unwahrscheinlichkeit bei Luhmann, das *wahrscheinlich Merkwürdige und Seltsame* gemeint. Weitere Ausführungen dazu liegen mir nur als Notizen vor, die ich zu gegebener Zeit zu einem weiteren Text ausarbeiten werde. Vorläufig sei nur angedeutet, dass das Adjektiv "heteroclitisch" erklärt wird bei Sommer, Johann Gottfried: Neuestes Wort- und sacherklärendes Verteutschungswörterbuch. Prag 1819, S. 235. Dort heißt es: "heteroclitisch, unregelmäßig, von der Regel abweichend. heteroclitischer Adel, zweifelhafter Adel, solcher, an dessen Aechtheit gezweifelt wird." Wichtig ist nicht nur der Hinweis auf die Unregelmäßigkeit, sondern auch die Fraglichkeit von Legitimität.

16 Über das Thema Gedächtnis als Funktion des Vergessens: Luhmann, Niklas: Zeit und Gedächtnis. In: Soziale Systeme 2 (1996), S. 307 - 330. Baecker Dirk: Überlegungen zur Form des Gedächtnisses. In: Schmidt Siegfried J. (Hrsg.): Gedächtnis. Probleme und Perspektiven der interdisziplinären Gedächtnisforschung. Frankfurt/Main 1991, S. 337 - 359. Fuchs, Peter: Wie lernen autopoietische Systeme und wie ändert sich dieses Lernen, wenn sich die Zeiten ändern? In: Soziale Wirklichkeit. Jenaer Blätter für Sozialpsychologie und angrenzende Wissenschaft 1 (1997), S. 119 - 134

dig von etwas Altem verschieden und müsste entsprechend in einer heteroclitischen Form erkennbar werden. Eben dies gilt für das, was ich mit dem Thema dieses Beitrags als die apokalyptische Funktion des Internets beschreiben möchte. Das Internet und die Art von Kommunikationen, die es ermöglicht, schafft etwas Neues, aber die Frage ist wie man das Neue daran spezifiziert, wenn es eben schon nichts Neues mehr sein kann.

3.

Das Internet ermöglicht eine Apokalyptik.¹⁷ Diese Formulierung ist Ergebnis zwanglosen Nachdenkens und verhält sich indifferent gegen Einwände, die eine Vermeidung solcher Betrachtung sowohl auf semantischer wie auch auf rhetorischer Ebene empfehlen und betonen.¹⁸ [S. 37]

Es handelt sich bei der Apokalyptik um ein Proto-Dispositiv¹⁹ einiger zwar schon einge-

¹⁷Es ist nicht notwendig, jede Wortwahl rechtfertigen. Die Wortwahl orientiert sich an den Überlegungen von Derrida, Jacques: Apokalypse. Von einem neuerdings erhobenen apokalyptischen Ton in der Philosophie. No Apocalypse, not now. Herausgegeben von Peter Engelmann. 3. Aufl. Wien 2009. Nicht verkennen sollte man die Ironie des Titels, da in diesem Buch ausführlich beschrieben wird, dass dieser Ton gar nicht neu ist. Es geht in dieser Abhandlung um die Frage, ob das Apokalyptische die transzendente Bedingung eines jedes Diskurses ist, womit natürliche die Moderne überhaupt gemeint ist.

¹⁸Als Beispiel nenne ich für die erste Gruppe von Einwänden einen Blog-Artikel von Peter Fuchs: „Das apokalyptische Weltbeobachtungsschema ist schlicht: gefährlich unterkomplex. Man muß es nicht mehr haben.“ [http://www.ats-institut.de/index.php?id=68&tx_wecdiscussion\[single\]=24](http://www.ats-institut.de/index.php?id=68&tx_wecdiscussion[single]=24) Hier wird Vermeidung durch Ablehnung vorgeschlagen und durch Fortsetzung der Kommunikation als unvermeidbar performativ empfohlen. Als Beispiel für die zweite Gruppe nenne ich: Enzensberger, Hans Magnus: Das digitale Evangelium. Propheten, Nutznießer, Verächter. Hg. von Peter Glotz, Erfurt 2000, S. 12: „Auf der einen Seite finden wir die Apokalyptiker, auf der anderen die Evangelisten. In mehr als einer Hinsicht hat hier der technische Fortschritt die Nachfolge der Offenbarungsreligionen angetreten. Heil und Unheil, Segen und Fluch lesen die Auguren seit der Aufklärung nicht mehr in den Heiligen Schriften, sondern aus den Eingeweiden der technischen Zivilisation.“ Vermeidung geschieht hier durch Relativierung. In beiden Fällen wird die Nichtnotwendigkeit dieser Vermeidungsversuche irreflexiv behandelt. Aus diesem Grunde wähle ich die Position der Indifferenz, weil meine Überlegungen ebenfalls keine Notwendigkeit aufweisen.

¹⁹Foucault, Michel: Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit. Berlin 1978, S. 119 ff. Als neuere Publikation zu diesem

fürher, aber noch weitgehend unbekannter und kaum genutzter Möglichkeiten des Internets, die unter der Voraussetzung stehen, dass mit einer hoch entropischen Informationssituation zu rechnen ist, in deren Folge niemand mehr gut angeben kann, was eigentlich noch bekannt ist, mit Ausnahme der Möglichkeit, dass *erst jetzt*²⁰ bekannt wird, dass nicht nur jeder eine Meinung äußern darf, dass also nicht mehr nur das Recht auf Meinung jedem zusteht, sondern – anders als davor – jeder auch die verbindliche Möglichkeit hat, Meinung zu veröffentlichen.

Meinungsfreiheit war für die moderne Gesellschaft bislang immer nur ein mit jeder Generation wiederholtes Versprechen, das niemals vollständig erfüllt werden konnte. Genau dies ändert sich jetzt. Insofern ist das Internet die Möglichkeit aller möglichen Meinungen und damit auch die Möglichkeit aller möglichen Möglichkeiten, sofern sie durch Publizität erfüllt werden können.²¹ Und es ist klar, dass diese Publizität sich über alle Funktionssysteme erstreckt, gleichviel ob Wissenschaft oder Politik oder Kunst. Was wohin gehört, lässt sich durch ein Massenmedium für Massenmedien nicht mehr so einfach feststellen. Ist es Kunst? Ist es Wissenschaft? Wo, an welcher Stelle lässt das Medium eine zentrale Stelle zu, die exklusiv Zuordnungen vornehmen könnte? Eine solche Stelle gibt es nicht. Das kommt daher, weil alle Funktionssysteme der Gesellschaft das Internet als Verbreitungsmedium verwenden. Dass das Internet darüber hinaus auch für anderes verwendet werden kann, steht den nachfolgenden

Thema sei noch angeführt: Bührmann, Andrea D. und Werner Schneider: Vom Diskurs zum Dispositiv: Eine Einführung in die Dispositivanalyse. Bielefeld, 2008.

20 „erst jetzt“, „eben erst“ – das lateinische Adverb *modo* könnte man so übersetzen. Entsprechend wäre „Meinungsfreiheit“ insofern *neu*, als sie erst durch das Internet vollständig entwickelt ist. Sie war bis dahin zwar normal, aber wird jetzt in ihrer heteroclitischen Gestalt beobachtbar. Als Beispiel sei das Phänomen der Internettrollerei genannt, das eigentlich nur ein Epiphänomen der Meinungsfreiheit ist, welches aber nicht auf bekannte Weise behandelt werden kann. Man versucht stets etwas dagegen zu machen, also durch Einschränkung von Meinungsfreiheit. Aber das ist eben jetzt nicht mehr möglich, ist insofern „modern“. Die Freiheit jeder möglichen Meinung kann nur deshalb gewonnen werden, weil man nunmehr gegen die Freiheit nichts mehr machen kann. Daher diese Trollerei.

21 Bei Christoph Kappes findet sich dieser Gedanke ausführlicher beschrieben. Siehe dazu: Kappes, Christoph: Netz ohne Vertrauen: Die neue Mega-Öffentlichkeit. In: Blätter für deutsche und internationale Politik. 5/2012, S. 99 – 108. Kappes beschreibt diese Mega-Öffentlichkeit als jede mögliche Öffentlichkeit. Was fehlt ist die komplementäre Überlegung der Verunmöglichung jeder Öffentlichkeit.

Überlegungen nicht entgegen.²²

Diese apokalyptische Funktion bedeutet, dass nun etwas offenbart, enthüllt, aufgedeckt, entschleiert, entdeckt wird. [S. 38] Es handelt sich um die eingangs erwähnte „Selbstentbergung des Seins“ (Heidegger), die Offenlegung von etwas, das niemals versteckt, verborgen oder unerklärlich war, aber unter angebbaren Bedingungen für die Kommunikation nicht oder nur sehr schwer zur Verfügung gestanden hatte. Die Apokalyptik besteht darin, Inkommunikabilitäten – also latent strukturiertes Wissen, das in der modernen Gesellschaft verstreut in verschiedenen Systemen inkludiert war – aufzudecken. Dabei handelt es sich um alles latent Wissbare, das in der Gesellschaft nur selten, unter Einhaltung von hoch komplizierten Vermeidungsregeln kommunizierbar wurde,²³ und das deshalb durch das Internet zutage gefördert werden kann, weil die esoterischen Exklusionsregeln der funktionalen Differenzierung nun um eine exoterische Strukturalternative erweitert werden. Durch das Internet wird nun die Möglichkeit geschaffen, die Ausweglosigkeit einer funktionalen Differenzierung, die als geordnete Differenzierung einem Beobachter bekannt ist, durch eine ordnende Differenzierung zu erweitern, die mehr zulässt als das, was sich aus einer geordneten Differenzierung ergibt. Es handelt sich bei dieser ordnenden Differenzierung um eine kommunikative Diskursivität, die auf der Oberfläche des Phänomens eine Art „sozialer Wildnis“ hervorbringt, die ihre eigenen Ordnungsnotwendigkeiten und -möglichkeiten finden muss. Sie hat kaum Ordnung, aber provoziert eine, indem sie das Durcheinander moderner Kommunikationsverhältnisse durcheinander bringt. Ein Ergebnis dieser Provokationen sind Immunreaktionen, deren Muster immer gleich ist: Es besteht in der Fortsetzung der Kommunikation via Internet durch Ablehnung, Einwände, Forderungen, Vorbehalte, Warnungen, Empörungen und Proteste, die gleichsam von jeder Stelle aus gegen jede andere gerichtet wird.

Erster Beweis für dieses Proto-Dispositiv der apokalyptischen Funktion ist seine Selbstanwendung: niemand hätte vor dem Internet verstehen können, was sich durch das Internet ändert. Diese Funktion ist beispielsweise bemerkbar durch diese logisch wie empirisch unhaltbare Vermeidungsrhetorik, die besagt: „vor dem Internet war

²² Es sei außerdem angemerkt, dass das Internet kein System ist.

²³ In der Systemtheorie wird in diesem Zusammenhang Latenz behandelt als eine Funktion des Strukturschutzes. Siehe dazu: Kühl, Stefan: Zum Verhältnis von Beobachtungs- und Kommunikationslatenzen in Beratungsprozessen. Working Paper 2/2009. http://www.uni-bielefeld.de/soz/forschung/orgsoz/Stefan_Kuehl/pdf/a-Beobachtungs-und-Kommunikationslatenz-3-Endfassung-090309.pdf

dieses oder jenes auch so”, “außerhalb des Internet wäre dieses oder jenes so oder so”, “auch ohne Internet könnte man verstehen, dass ...” usw. All diese Behauptungen sind kontraevident, weil ohne Internet oder außerhalb kein Beobachtungszusammenhang konstruierbar ist, der das bestätigen könnte. [S. 39] Bevor das Internet populär wurde, konnte man nichts darüber sagen, was vor dem Internet möglich gewesen wäre. Nun, nachdem die Nutzung des Internets weit verbreitet ist, kann man - neben anderen Dingen - auch herausfinden, dass sich vieles ändert oder ändern wird, aber nicht in jeder Hinsicht. Und eben diese Einsicht hätte vor der populären Nutzung des Internets nicht verstehbar sein können. Das heißt: alles ändert sich auch dann, wenn sich nicht alles ändern kann. Die paradoxe Logik dieses Zusammenhangs ergibt sich aus dem Dispositiv, das solche Betrachtungsweisen möglich macht. Denn die Kenntnisnahme dieser Überlegung wäre ohne die immer schon regulierte Bekanntheit mit dem Internet nicht möglich gewesen.

Eine zweite Anwendung zeigt sich, indem das Proto-Dispositiv auf die Performanz der Kommunikation verweist. Es schließt ein, dass die Bedeutsamkeit der Performativität niemals unbemerkt geblieben war, aber erst jetzt, wo die Irritabilität der Performativität unter andere Bedingungen gestellt wird, kann dieses Problem versachlicht werden.²⁴

Als Beispiel kann man den häufig benutzten Vermeidungseinwand anführen, es handle sich bei Internet-Nutzern nicht selten um selbst ernannte Experten, Selbstdarsteller. Dieser Einwand macht darauf aufmerksam, worüber in den Machtverhältnissen und selbst erzeugten Notwendigkeiten von Organisationen vorher nicht geredet werden konnte. Denn Selbstdarstellung gleich welcher Art ist schon aufgrund von Anwesenheit eine unverzichtbare Voraussetzung für das Gelingen von Interaktion. Ohne Selbstdarstellung geht es gar nicht.²⁵ Und erst recht war an der Selbstdarstellung immer auch

²⁴ Angespielt ist damit auf die Sprechakttheorie und die seit John L. Austin irritierende Erfahrung, dass die Trennung von Handlung und Subjekt für die Kommunikation konstitutiv ist. Wer mit Luhmann und Foucault argumentierend einwendet, dass es Kommunikationen seien (bei Foucault sind dies „Diskurse“), die Handlungen und Subjekte erzeugen und nicht andersherum, profitiert sehr bequem von Gedächtnisverlusten. Denn die Frage ist ja nicht, wer Recht hat, sondern wie und warum das zuvor nicht gesehen werden konnte. Die Antwort dürfte in einem Verständnis für die Inkommunikabilität von Kommunikation zu finden sein, nicht in sozialen Systemen. Es geht dabei um Schwierigkeiten des „Empirischmachens“, also um Performanz, nicht um Schwierigkeiten ihrer Beschreibung, nachdem sich Erfahrung gezeigt hat.

²⁵ Häufig zitiert: Goffman, Erving: Wir alle spielen Theater. München 1959. Diese Soziologie ist selbst Vermeidungspraxis. Sie ermöglicht

die Erwartung irgendwelcher Kompetenzen geknüpft, denn wie anders hätte die Begegnung zustande kommen können? Gemeint ist damit nicht allein das, was in der Bourdieuschen Terminologie unter „kulturelles Kapital“²⁶ im engeren Sinne verstanden wird, sondern viel allgemeiner das, was in in der soziologischen Habitusforschung unter dem Begriff der expressiven Ungleichheit erforscht und beschreiben wurde.²⁷ Ungleichheit und Abweichung, die auch Kompetenzen über Lebensgestaltung reflektieren, wird durch ihre Expressivität immer erst hergestellt, was nicht ohne gegenseitig zugestandene Rechte zur Stilbildung geht; und das ist selbst wiederum ein Vermeidungsverhalten, das erfolgreiche Kommunikationen über Geschmack zulässig macht, wodurch die performative Dimension durch ein Zulässigmachen von Individualität verkompliziert und in die Inkommunikabilität überführt wird. [S. 40]

Performativität war also immer normal, war selbstverständlich und ließ immer geeignete Beobachtungen über Rollenzuschreibung, Geschmack, Kompetenzen und dergleichen zu. Die apokalyptische Funktion zeigt nun, dass es immer schon so war, aber nicht immer konnte man darüber so kommunizieren, weil die Kommunikation unter Anwesenden in Organisation ganz strenge Peinlichkeitsschwellen hat, die es beinahe unmöglich machten, Anwesenheit zu problematisieren, was schon daran liegt, da ohne Anwesenheit gar kein Gespräch möglich gewesen wäre. Etwas zu problematisieren, das schlechterdings unverzichtbar ist, muss notwendig Inkommunikabilitäten erzeugen. Was wollte ein Professor beispielsweise damit sagen, wenn der die Anwesenheit der Beteiligten ein Problem nennen wollte, für das es bei Abwesenheit keine Lösung geben könnte? Entsprechend müsste die Anwesenheit selbst die Lösung sein, aber dann gewinnt das Gespräch eine sinnarme tautologische Bedeutung. Die Konsequenz: man kann darüber nichts weiter sagen, weil man im besten Fall nicht angeben könnte, worauf das hinaus laufen sollte. Im schlechtesten Fall wurde das Gespräch peinlich

Selbstreferenzierbares fremdreferenziell zu behandeln. Denn sie verhinderte ja niemals die Beschränkung und Limitierung von Publizität, die Expertisen regulierte. Es konnte zwar die Publizität erhöht werden, aber dadurch wurden nicht auch Kapazitäten freigesetzt, die die Inklusionswahrscheinlichkeit erhöhten. Im Gegenteil. Die Wahrscheinlichkeit wurde immer geringer, weil die Reflexionslasten gestiegen sind. Ein zum Schweigen verurteilter Beobachter hätte nämlich entgegenen können: „Ihr alle spielt nur Theater“. Aber er konnte es nicht so einfach sagen.

26 Siehe dazu: Bourdieu, Pierre: Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Kreckel, Reinhard (Hrsg.): Soziale Ungleichheit. Göttingen 1983, S. 183–198. S. 185.

27 Lüdtker, Hartmut: Expressive Ungleichheit. Zur Soziologie der Lebensstile. Opladen 1989.

oder neigte zur Konfliktualität.

Entsprechend gelang die Denunziation von Selbstdarstellung immer nur auf dem Weg massenmedialer Kommunikation, wo Adressierbarkeit hoch kontingent durch Abwesenheit gegeben war, so dass Selbstdarstellung pejorativ behandelt wurde, ohne zugleich auf bestimmte Personen zu verweisen. Wenn jedoch in Ausnahmefällen bestimmte Personen adressiert wurden, so konnte sich die Kommunikation nur über Massenmedien fortsetzen. Da aber der Zugang zu Massenmedien vor der Nutzung des Internets streng limitiert war, konnte auch die pejorative Behandlung von Selbstdarstellung in den Vermeidungsstrukturen integriert werden. So waren es immer nur selbst ernannte Experten, die sich als fremd legitimierte Experten beschrieben hatten, die mit anderen Experten kommunizierten, für die das gleiche galt.

Eben dies ändert sich jetzt. [S. 41] Die inflationäre Denunziation einer Selbstdarstelleri lässt nun Zweifel an der Haltbarkeit solcher Betrachtungen aufkommen.²⁸ Es wird jetzt aber nur der Normalfall erkennbar. Dieser Normalfall wird durch eine Apokalyptik als solcher erkennbar, weil durch Fortsetzung der Internetkommunikation die Vermeidungsstrukturen nicht mehr auf gewohnte Weise mit Ausschließlichkeit funktionieren. So wird es jetzt auch im Interaktionsgeschehen bei Anwesenheit möglich die Anwesenheit der Beteiligten zu thematisieren und gegebenenfalls zu problematisieren und trotzdem kann sowohl die Sachlichkeit des Gesprächs gerettet werden als auch eine weiterführende Themenbehandlung geschehen. Einfach formuliert: Wir können jetzt anfangen mit einander über einander zu reden, weil jetzt ein Unterschied angegeben werden kann, durch den dieser Unterschied einen Unterschied macht.

Dies gelingt auf dem Wege einer Entnaivisierung von Gewohntem, Bekanntem, Vertrauen durch parasoziale Interaktion²⁹. Dabei handelt es sich um Interaktion

²⁸Dieser Zweifel erhärtet sich vor allem dadurch, dass die Erforschung von Selbstdarstellung in sozialen Netzwerken zwar einerseits mit völlig konventionellen Mitteln der empirischen Sozialforschung geschieht, aber die Verbreitung solcher Forschung nutzt schon selbst die Möglichkeiten der Selbstdarstellung, wie dieses Beispiel zeigt: Burghardt, Daniel: Selbstdarstellung in sozialen Netzwerken. Wie spiegelt sie sich wider und welche Unterschied gibt es zur Selbstdarstellung im Alltag? Studienarbeit. Grin-Selbstverlag 2010. Allein die Unterscheidung von „Selbstdarstellung in sozialen Netzwerken“ und „Selbstdarstellung im Alltag“ ist eine Zumutung. Aber man muss sich fragen, wie es möglich sein kann, dass solches Unterscheiden nicht als Zumutung erfahren wird. Die Seltsamkeit kann nicht erkannt werden, wenn man etwas ganz Normales macht.

²⁹Zum Problem der parasozialen Interaktion gibt es wie zu jedem anderen Thema eine breite soziologische und psychologische

zwischen Unbekannten und Abwesenden; vielleicht sollte man sagen: Interaktion zwischen *Abwesenheiten*, weil bald immer fraglicher wird, ob auf der anderen Seite eines vermuteten Kommunikationsgeschehens Personen adressiert werden, Maschinen oder vielleicht sogar Tiere.

Es sei noch ein drittes Beispiel angeführt. Dabei geht es um die virulenten Plagiatsskandale. Schon immer konnte an Universitäten, insbesondere seit dem Ausbau der Massenuniversität über die Fraglichkeit des Unterschieds von Zitat und Plagiat gesprochen und geschrieben werden, dies aber immer nur unter der Voraussetzung, dass die Berücksichtigung von korrekten Regeln, deren Kontingenz jederzeit im Gespräch selbstverständlich thematisierbar war, nicht außer Kraft gesetzt wurden. Fast jeder konnte also wissen, dass plagieren nicht immer zu vermeiden war. Da sich aber heraus stellte, dass die Texterstellung immer komplexer werden musste, um im Konkurrenzgeschehen Überforderungslasten zu erzeugen, bzw. diesen gerecht zu werden, um dennoch mithalten zu können, [S. 42] konnte mit gleicher Selbstverständlichkeit diese Komplexität nicht überprüft werden, sondern versickerte in der Intransparenz der Kommunikationen. Jeder wusste, dass diese Textmengen niemand mehr lesen kann. Das Problem war bekannt, wurde aber inkommunikabel, weil es keine andere Möglichkeit gab, es zu thematisieren als auf bekannte und ausweglose Weise.³⁰

Niemand hätte sich die Arbeit machen können, diese Plagiatsprüfung zu unternehmen. Sie blieb deshalb eine Ausnahmeerscheinung, die nur in seltenen Fällen skandalisiert werden konnte, weil die Vermeidungsstrukturen der Universitäten keine Alternative

Publikationstätigkeit, deren Produktivität sich gerade aus einem Mangel an theoretischer Fundierung ergibt. Die parasoziale Interaktion besteht darin, dass die Zuordnung von Information und Mitteilung entweder nicht möglich oder sehr prekär ist. Ob verstanden wurde ist bei parasozialer Interaktion nicht ermittelbar. Es kann so nicht kommuniziert werden, dass nicht kommuniziert wird. Die interessante Frage ist, ob man annehmen kann, dass dieser Ausnahmefall durch Internetkommunikation zu einem relevanten Normalfall wird und welche Konsequenzen das hat.

³⁰ Dies führte, so Peter Sloterdijk, zu einem „Pakt des Nichtlesens“, weil sich aufgrund der ungeheuren Textmengen die Erwartung einstelle, dass das alles ohnehin nicht mehr gelesen wird. Entsprechend sinke die Lese- und Schreibdisziplin, was das Plagieren befördere. Und solange die Wissenschaftsbürokratie aufgrund unzureichender Kapazitäten eine Aufdeckung verhindern kann, wird das, was jeder weiß, inkommunikabel. Siehe dazu: „Plagiat universitaire: le pacte de non-lecture“
http://www.lemonde.fr/idees/article/2012/01/28/le-pacte-de-non-lecture_1635887_3232.html

zuließen. Wer immer meinte, Plagiate gefunden zu haben, hatte es schwer, irgendjemanden auf die Unrechtmäßigkeit anzusprechen. Schon gar nicht wäre es möglich gewesen, eigenmächtig als „Selbstdarsteller“ publizistisch tätig zu werden. Eben dies macht aber nun das Internet möglich, indem die funktional festgelegten Vermeidungsstrukturen selbst vermeiden und via Internet unterlaufen werden. Auf diese Weise wird ein Problem in die Universitäten zurück gegeben, das dort gar aufgrund unzureichender Kapazitäten gar nicht gelöst werden kann. Es zeigt sich also etwas, das gar nichts Neues ist, aber dennoch einen Unterschied macht. Davon sprechen weniger die massenmedial erzeugten Skandale, sondern sehr viel mehr die unhaltbaren Versuche, die „Praxis des guten wissenschaftlichen Arbeitens“ zu verteidigen, weil niemand das Gute an dieser Praxis auch nur ansatzweise definieren kann, was übrigens auch gar nicht geschieht. Es wird als selbstverständlich anheim gestellt um sich dann um die Konsequenzen zu kümmern, die sich aus der Inkonsistenz solcher Anheimstellung ergeben. So wird über das Gute daran geschwiegen und stattdessen wird mit Aufwand eine bürokratische Verfahrensregelung betrieben, die an keiner Stelle erkennen lässt, wie man damit fertig werden könnte. So wird einfach nur versucht, die Naivität zu verteidigen, indem Selbstverständlichkeiten behauptet werden und wodurch zugleich erkennbar wird, dass das Selbstverständliche so [S. 43] selbstverständlich gar nicht ist. Ein altes und bekanntes Problem zeigt sich jetzt auf neue Weise. Es macht in seiner Heteroclitizität, in seiner Absonderlichkeit bemerkbar.

4.

Abschließend sei noch ein Ausblick gegeben auf weitere Themen, die als Beispiele genommen werden können, um die Apokalyptik zu beschreiben. Zu nennen wären die Probleme des Datenschutzes. Bisher war immer von „informationeller Selbstbestimmung“ die Rede, aber es konnte bislang kaum erklärt werden, dass dies unhaltbar ist. Jetzt, durch die monströse Ausweitung von Datenschutzskandalen wird es immer leichter, die Unmöglichkeit einer informationellen Selbstbestimmung zu erklären. Denn bislang war es keinem Bürger gestattet, seine Selbstbestimmung selbst zu bestimmen, sondern immer war man auf die Fremdbestimmung durch staatlich eingerichteten Datenschutz angewiesen, welcher eigenmächtig darüber befand, welcher Art von Selbstbestimmung auch dann zu gelten hatte, wenn sie alle nase lang ignoriert wurde. Nun wird diese Ignoranz des Datenschutzes und des Datenmissbrauches selbst

ignoriert, indem die Bürger massenweise ohne Not ihre Daten preis geben. Jetzt zeigt, worüber nicht kommuniziert werden konnte, weil nicht alle Bürgern publizieren konnten. Ein weiteres Beispiel wäre das Urheberrecht. Auch hier zeigt sich nun die Illusion von Urheberschaft, die deshalb gerettet werden konnte, weil Urheberrechtsprobleme, die es schon immer gab, nur für eine Minderheit gab, die durch esoterische Exkludierung funktional abgesondert wurde. Meistens handelt es sich um Schriftsteller oder Künstler, also solche Berufe, die Zugang zu Massenmedien hatten. Natürlich gab es immer auch die Medienpiraterie. Aber das Geschäft, das auch wiederum nur von einer exklusiven Minderheit betrieben wurde, hatte vor Digitalisierung die gleichen Probleme zu meistern hatte wie jeder andere Verlag. Das größte Problem war nämlich, dass man auch auf einem Schwarzmarkt nicht dauerhaft unbekannt bleiben kann, wenn man Waren verkaufen will. Entsprechend konnte die Piraterie einigermaßen kontrolliert werden. Das ändert sich nun. Es ändern sich nicht die Probleme als solche. Vielmehr wird nun erkennbar, was immer vermieden wurde, dass es sich nämlich um soziale Zusammenhänge handelt, die von keiner Stelle verfügbar zu machen sind. [S. 44] Weitere Beispiele wären die Geheimdienstpraxis, das Whistleblowing, das sog. Cybermobbing, die um sich greifende Paranoia und andere mehr.

Wenn die Apokalyptik eigentlich nur leistet, dass Bekanntes als Bekanntes, Normales als Normales, Gewohntes als Gewohntes kommuniziert werden kann, dann geht so etwas nur, wenn ein Unterschied, der einen Unterschied macht, für die Kommunikation von Bedeutung ist. Dieser Unterschied verweist auf die Heteroclitizität des Beobachteten und ergibt sich aus veränderten Bedingungen, unter denen sich geeignete und komplementäre Beobachtungsverhältnisse einrichten können. Diese Veränderungen hinterlassen Spuren, die für die Welt und ihre Erfahrbarkeit von Bedeutung sind, weil man kaum davon ausgehen kann, dass das Internet, bzw. die ganze Digitalisierung eine Ausnahmemöglichkeit der Kommunikation herstellt, sondern allen Kommunikationen ihre Bedingungen aufprägt. Es geht nicht mehr ohne, und dann geht es auch bald nicht mehr ohne Änderungen des Verhaltens und dann auch nicht ohne geeignete Beobachtungsverfahren, Theorien, Methoden und dergleichen. Noch ist nicht gut erkennbar, dass sich insbesondere in der Organisation von Wissenschaft änderungswillige Kommunikationsstrukturen heraus bilden.³¹

³¹Dieser Eindruck ergibt sich aus dieser Publikation: Dolata, Ulrich und Jan-Felix Schrape: Zwischen Individuum und Organisation. Neue kollektive Akteure und Handlungskonstellationen im Internet. SOI

Meine Vermutung ist, dass das Internet sehr aufdringlich zeigt, dass Lösungen in der Aufdeckung, [S. 45] Enthüllung und Offenbarung derjenigen sozialen Mechanismen der Verhinderung und Vermeidung von andersartiger Empirie zu finden sind. Das Internet schleicht sich disruptiv in die Gewohnheiten ein, ohne eigentlich neue Problemsituationen hervorzubringen, sondern schafft nur anders verknüpfbare Elemente der Verkeh- rung gewohnter sozialer Beobachtungsroutinen durch die erkennbar wird, wie die bekannten Problemsituationen entstehen und gemäß des Programms funktionaler Differenzierung nicht gelöst werden konnten, bzw. in die Inkommunikabilität getrieben wurden. So scheinen sich Internetkommunikationen dämonisch einzuschleichen, indem sie die funktionalen Verfahren der Ordnungsfindung apokalyptisch unterwandern und die Ergebnisse heteroclitisch auswerfen.

Damit werden bekannte Verfahrensweisen nicht außer Funktion gesetzt, sondern nur hinsichtlich der Bedingungen ihrer Möglichkeit überprüfbar gemacht. Mit dämonischer Aufdringlichkeit wird nun deutlich, was vorher nur esoterisch verhandelbar war. Die Apokalyptik der Selbstentbergung zeigt nun, woran bereits Karl Marx frühzeitig gescheitert war: es ist alles nur soziale Produktion, aber solange durch Organisationen die sozialen Interdependenzen wirksam und vorhersehbar unterbrochen werden konnten, war für solche Argumente, mit denen das erklärt werden konnte, eben nur ein weiteres esoterisch exkludierendes System zuständig. Die Differenzierungsform wurde mit solchen Verfahrensweisen nur noch einmal reproduziert. Die Gesellschaft konnte zwar bekannt werden, aber unter den Bedingungen ihrer erfolgreichen Durchsetzung kann sie nicht erkannt werden.

„Das Bekannte überhaupt ist darum, weil es bekannt ist, nicht erkannt.“ Georg Wilhelm

Discussion Paper, Stuttgart 2013. Nach Maßgabe bekannter und hinlänglicher diskutierter handlungstheoretischer Ansätze, die an keiner Stelle integrationsfähig sind, wird nun noch einmal eine Typisierung und Einordnung von angeblich Neuem nach bekannten Verfahrensweisen unternommen. Es wird aber keineswegs etwas Neues hergestellt. Vielmehr bringt diese Art von Wissenschaft nur eine wiederholte Überprüfung von bekannten und eingeübten wissenschaftlichen Verfahrensweisen zustande und dies, obwohl die Verbreitung und Kenntnisnahme nicht mehr allein durch Produktionsbedingungen geschieht, die funktional eingespielt und festgelegt sind. Es wird digital publiziert, aber der Unterschied, den dieser Unterschied macht, wird überhaupt nicht zur Kenntnis genommen. Stattdessen wird lediglich die Illusion gepflegt, dass Neues nach alten Mustern operationalisiert werden könnte. Es kann Neues so aber gar nicht entstehen, wenn man sich weigert, etwas Neues zu versuchen.

Friedrich Hegel: Phänomenologie des Geistes. Vorrede. A.a.O., S. 35.